

Éva Kovács

Sexualisierte Gewalt und Trauma

Parallele Erzählungen einer Jüdin und einer Romni

Nationalsozialistische Mediziner machten Frauen bei Menschenversuchen unfruchtbar. Die Ungarische Volksrepublik ließ Romnija aus rassistischen Gründen zwangssterilisieren. Scham und Schuldgefühle, die durch solche sexualisierte Gewalt hervorgerufen werden, können eine weibliche und ethnische Identitätsbildung in Gang setzen. Dies zeigen eindrücklich die Lebensgeschichten der Auschwitzüberlebenden Róza und der 1970 ohne ihr Wissen sterilisierten Romni Mari.

Vieles hat mich in meiner langen Laufbahn als Interviewerin zutiefst bewegt, lange und nachhaltig aufgewühlt. Aber dass eine erzählte Geschichte wie eine Welle über meinem Kopf „zusammenschlug“, in mir ein Eigenleben entwickelte, dazu kam es nur selten. Solche Erzählungen legte ich zur Sicherheit vorerst einmal zur Seite, machte mich nicht gleich daran, sie zu analysieren: Ich wollte *klar sehen*; eine gewisse Distanz zu jenen inneren Bildern schaffen, die nach den Erzählungen in meiner Phantasie entstanden waren, während ich mir auch gleichzeitig jenes komplexe Gefühl bewahren wollte, welches das pure Zuhören in mir hervorgerufen hatte. Auch nach jenen beiden Treffen, über die ich hier schreiben werde, war dem so: Beide Gespräche drehten sich um die Frage der *sexualisierten Gewalt*.

Dabei werde ich mich an diese Erzählungen, mich im Nachhinein in diese noch einmal hineinversetzend, äußerst vorsichtig herantasten. Die eine Frau erhielt nach einigen linken Schreibversuchen¹ den Namen Róza. Und so werde ich auch jetzt über sie unter diesem Namen schreiben. Ich lernte sie kennen, als ich, gemeinsam mit anderen, biographische Interviews über die in das Lager Mauthausen Verschleppten und deren Familienangehörigen führte. In unserem Essay *Gewalttätige Vergangenheit – zwangsläufige Zukunft* vermieden wir noch jede Darstellung oder Analyse der Gewalt und suchten vielmehr eine Antwort auf die Frage, wie eine einmal erlittene sexuelle Gewalt eine spätere Lebensgeschichte zwingend vorschreibe. Die andere Frau taucht in meinen Arbeiten als Mari auf – und so wird sie auch in dieser Studie heißen. Mari traf ich in

Éva Kovács (1964), Dr. habil., Soziologin, Zentrum für Sozialwissenschaften, Ungarische Akademie der Wissenschaften, Budapest; Wissenschaftliche Leiterin des Wiener Wiesenthal Institut für Holocaust-Studien, Wien

¹ Éva Kovács, Júlia Vajda: Erőszakos múlt – kényszerű jövő. Róza és Matild története [Gewalttätige Vergangenheit – zwangsläufige Zukunft. Die Geschichte von Róza und Matild], in: Élet és Irodalom, XLVIII, 21/2004, S. 8–9. – Éva Kovács, Júlia Vajda: Abused Past – Forced Future: The Story of Róza and Matild, in: Études sur le témoignage audiovisuel des victimes des crimes et génocides nazis, 6/2004, S. 81–88.

einer Arbeiterkolonie, deren Alltag ich, wieder gemeinsam mit anderen, wissenschaftlich untersuchte. Auch bei der Analyse ihrer Erzählung wich ich letztlich vor einer Beschreibung der Narrative über Gewalt im Detail aus: In diesen Schriften analysierte ich, auf welche Weise bei Mari ihre Roma-Identität in Erscheinung tritt.² Um es prägnanter zu formulieren: In Rózas Fall mobilisierte ich meine ganze emotionale Vorstellungskraft, um meiner visuellen Phantasie zu entkommen, während ich bei Mari die methodische Kreativität dazu (be)nutzte. An dieser Stelle werde ich nun versuchen, der Erfahrung von Gewalt näherzukommen.

*

Zur Offenlegung der abscheulichsten Formen sexualisierter Gewalt (von der Zwangsprostitution über sexuelle Gewalt bis zur Zwangssterilisation) ist im letzten Jahrzehnt – besonders bei der Aufarbeitung der Geschichte des Zweiten Weltkriegs, der Shoah und anderer Genozide des 20. Jahrhunderts – verhältnismäßig viel geschehen.³ Dies geschah zum Teil im Gefolge einer psychoanalytisch und sozialpsychologisch ausgerichteten Trauma-Forschung.⁴ Wichtige Ergebnisse lieferten auch die institutions- oder sozialhistorisch orientierte Historiographie⁵ oder die Basisliteratur der *Visual Studies*.⁶ Wesentlich weniger erforscht ist schon die Frage der Zwangssterilisation nach der NS-Zeit, nach 1945, die vor allem Roma-Frauen betraf. Sie geriet nur selten ins Rampenlicht.⁷ Sexualisierte Gewalt ist jene persönliche Erfahrung, der man sich sicherlich am schwersten annähern kann. Wunden, die an der eigenen Sexualität verübt worden sind, sind am stärksten mit Scham behaftet. Nicht selten können selbst Augenzeugen nicht wirklich darüber berichten oder berichten jene, die sie tatsächlich erleiden mussten, darüber eben nur als fiktive Augenzeugen. Diejenigen, die sie ohne äußerlich wahrnehmbare Folgen überlebten, versuchen sie ungeschehen zu machen oder die am eigenen Körper erlittenen Wunden vor den Augen des Anderen zu verbergen. Sexualisierte Gewalt aktiviert eine Form der Scham, die jedes auf den Körper bezogene Schamgefühl

² Éva Kovács: Mari és az ő „cigánysága“ – avagy a narrativa helye és ereje az etnicitás kutatásában Mari und ihr „Zigeunertum“ – Der Ort und die Kraft des Narrativs in der Erforschung der Ethnizität], in: *Tabula*, 1/2006, S. 41–52. – Éva Kovács: Narratív biográfiai elemzés [Analyse biografischer Narrative], in: Éva Kovács (szerk.): *Közösségtanulmány. Módszertani jegyzet*. Budapest 2007, S. 375–398.

³ Katrin Auer, Helga Amesberger, Brigitte Halbmayr: *Sexualisierte Gewalt. Weibliche Erfahrungen in NS- Konzentrationslagern*. Wien 2004. – Selma Leydesdorff: *Surviving the Bosnian Genocide: The Women of Srebrenica Speak*. Bloomington 2011.

⁴ Gabriele Rosenthal: *Sexuelle Gewalt in Kriegs- und Verfolgungszeiten: biographische und transgenerationale Spätfolgen bei Überlebenden der Shoah, ihren Kindern und Enkelinnen*, in: Marlies W. Fröse, Ina Volpp-Teuscher, Medica Mondiale e.V. (Hg.): *Krieg, Geschlecht und Traumatisierung. Erfahrungen und Reflexionen in der Arbeit mit traumatisierten Frauen in Kriegs- und Krisengebieten*. Frankfurt/Main 1999, S. 25–56. – Gabriele Rosenthal: *The Healing Effects of Storytelling. On the Conditions of Curative Storytelling in the Context of Research and Counseling*, in: *Qualitative Inquiry*, 6/2003, S. 915–933.

⁵ Christopher R. Browning: *Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizeibataillon 101 und die „Endlösung“ in Polen*. Reinbek b. Hamburg 1993.

⁶ Shoshana Felman: *The Return of the Voice: Claude Lanzmann's Shoah*, in: Shoshana Felman, Dori Laub (Hg.): *Testimony. Crises of Witnessing in Literature, Psychoanalysis, and History*. New York 1992, S. 204–283.

⁷ Michael Zimmermann: *Zigeunerpolitik im Stalinismus, im „realen Sozialismus“ und unter dem Nationalsozialismus. Eine Untersuchung in vergleichender Absicht*. FKKS, Universität Mannheim 1996, <www.uni-mannheim.de/fkks/fkks11.pdf>.

zutiefst verletzt.⁸ Sehr einfach formuliert löst das Erlebnis einer am eigenen Körper verübten Gewalt ein schier unerträgliches Körpergefühl aus, das mit jedem Ich-Gefühl unvereinbar ist. Das Ungarische kennt dafür einen passenden Begriff und nennt es ein Gefühl, in das sich „hineinzudenken schon weh tut“.

In dieser Studie möchte ich mich aus zwei Blickwinkeln dieser Gewalterfahrung annähern. Einerseits möchte ich wissen, wo die Grenzen der Erzählung verlaufen, genauer gesagt, wo die Gewalt in den Lebensgeschichten „verortet“ ist. Andererseits möchte ich aufzeigen, wie die aus der Erfahrung der sexualisierten Gewalt stammende Scham bzw. das Schuldbewusstsein weibliche und ethnische Identitäten mobilisiert oder eine solche Identitätsbildung in Gang setzt. Das parallele Lesen der beiden Interviews beschwor in mir – im Bereich der Literaturwissenschaft – immer wieder Soshana Felmans Essay über den Film „Shoah“⁹ herauf, im Bereich der feministischen Philosophie Judith Butlers *Das Unbehagen der Geschlechter*¹⁰ oder im Bereich der Biographieforschung Gabriele Rosenthals Studien.¹¹ Derweil zog mich Péter Nádas' monumentaler Roman *Parallelgeschichten*¹² mit seiner elementaren Schwerkraft immer wieder in seinen Bann, gewissermaßen um mich in den Strudel des Obszönen (Bataille)¹³ zu ziehen – und so war ich gezwungen, dieses Werk aus dieser Studie zu verbannen, wohlwissend: Alles, was ich über die Gewalt selbst weiß, ist hier als Wissen unnötig. Es zum Sprechen zu bringen, sind nur wenige berufen – und ich gehöre ganz sicher nicht zu ihnen. Nichtsdestoweniger glaube ich, dass das Wesentliche aber doch in *diesem* Buch zu finden ist: über die Wissenschaft hinausgehend, in der Literatur.

Einer wissenschaftlichen oder im engeren Sinn biographischen Darstellbarkeit von Gewalt widerspricht aber nicht nur, dass auch Róza und Mari nicht erzählen konnten, „wie es gewesen war“: Ich kann Harald Welzer nur zustimmen, wenn er darauf verweist, dass Gewalt in der Regel von jenen untersucht wird, die in einem friedfertigen Ambiente aufgewachsen sind, und die daher *a priori* Gewalt als ungewohnt, extrem, psychologisch deformiert denken. Schon allein der Gedanke an sie ist etwas Beunruhigendes, Angst Erweckendes. Um dies zu vermeiden, wird Gewalt immer als etwas *Außenstehendes* analysiert – und damit exotisiert. Ein Effekt dessen kann sein, dass wissenschaftliche Schriften zu diesem Thema – eben als Folge dieser freien Phantasie – in ein Ästhetisieren oder Moralisieren abgleiten.¹⁴ Oder es kommt zum diametralen Gegenteil, und das elementare Entsetzen wird kompensiert, indem Techniken und Technologien der Gewalt objektiv und bis ins kleinste Detail beschrieben werden.

Während ich zu diesem Letzteren schon aus einer persönlichen Befindlichkeit heraus unfähig bin, so bin ich mir bei Ersterem nicht sicher, ob ich mich ausreichend vor dieser Vorgangsweise schützen könnte. Und so bleibt mir nur die Methode des „parallelen Lesens“, des „Zusammenlesens“: Zwei Frauen, zwei verschiedene historische Epochen,

⁸ Günter H. Seidler: Der Blick der Anderen. Eine Analyse der Scham. Stuttgart 2000. – Georges Didi-Huberman: Venus öffnen. Nacktheit, Traum, Grausamkeit. Berlin, Zürich 2006.

⁹ Felman, The Return [Fn. 6].

¹⁰ Judith Butler: Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt/Main 1993.

¹¹ Rosenthal, Sexuelle Gewalt [Fn. 4]. – Rosenthal, The Healing Effects [Fn. 4].

¹² Péter Nádas: Parallelgeschichten. Reinbek 2012.

¹³ Georges Bataille: Der heilige Eros. Neuwied 1963.

¹⁴ Harald Welzer: Die soziale Situation. Wie ganz normale Männer töten, in: Roger Fayet (Hg.): Die Anatomie des Bösen. Ein Schnitt durch Körper, Moral und Geschichte. Schaffhausen 2008, S. 191–217, hier S. 191–192.

soziale Milieus, mentale Zustände treffen in diesem Text aufeinander – zwei Frauen, denen dies im realen Leben wahrscheinlich niemals passieren würde. Ihnen einzig und allein gemeinsam ist, dass sie beide ohne ihr Wissen zwangssterilisiert wurden: Róza als Jüdin von den Nationalsozialisten in einem deutschen Konzentrationslager, drei Jahrzehnte später Mari als Romni von einem Arzt in einem ungarischen Krankenhaus. Die beiden Fälle sind nicht gleich. Nichtsdestotrotz sind die beiden Geschichten doch auch „Parallelgeschichten“: Beide sind im Rahmen jenes kurzen 20. Jahrhunderts geschehen, in dem die Dimensionen Gender, Rasse und Klassenlage kreuz und quer und dauernd aufeinander geprallt sind.

Rózas Lebensgeschichte

Rosa wurde 1930 als erstes Kind einer assimilierten jüdischen Familie in einer Kleinstadt im Komitat Szabolcs in Nordostungarn geboren. Ihr Großvater mütterlicherseits führt zu dieser Zeit gemeinsam mit ihrer Tante eine größere Wirtschaft einige Dörfer weiter. Ihr Vater arbeitet als Taxifahrer, und so wird der Sabbat oft nicht gehalten. 1938 und 1940 werden noch zwei Geschwister geboren, ihr Großvater stirbt in dieser Zeit. Róza schließt die letzten beiden Jahre der sechsjährigen Grundschule in der katholischen Schule der örtlichen Kleinstadt ab. Im Frühling 1939, nach der Rückgabe von Teilen der Südslowakei an Ungarn, tauchen bewaffnete Männer in der Stadt auf, Rózas Vater wird auf die Kommandantur verschleppt, misshandelt und schließlich an die Brücke über die Theiß gefesselt: Ein Bekannter rettet ihm das Leben. Wegen seiner Verletzungen bleibt er monatelang arbeitsunfähig. 1940 wird im Gefolge des sogenannten Zweiten Judengesetzes seine Taxilizenz kassiert; ein nichtjüdischer Freund gibt ihm Arbeit. Er arbeitet schwarz an einer Dreschmaschine, bis man ihn – als Juden – zum Arbeitsdienst einberuft.

Noch im selben Jahr wird Róza Externistin an der Hauptschule in Beregszász, dem heutigen Berehowo in der Ukraine, wo sie bis 1944 bleibt. Als das Tragen des gelben Sterns auch in Ungarn zur Pflicht wird, lässt sie der Busfahrer nicht mehr zusteigen. Ihre Onkel schmuggeln sie auf das Gut der Großeltern. Kurz darauf beginnen die Ghettoisierungen: Rózas Mutter und ihre Geschwister müssen in das Ghetto von Beregszász, Róza, ihre Tante und Cousins in das Ghetto von Kisvárdá. Der Versuch der Tanten, Róza zu ihrer Mutter zu schaffen, misslingt.

Am 2. Juni 1944 werden sie, Róza und ihre Tanten, nach Auschwitz-Birkenau deportiert. Róza und die Ihrigen gelangen, nachdem sie auf den Rat anderer hin angeben, Rózas Mutter habe eine Zwillingsschwester, in den Kinderblock 26. Hier muss sie erfahren, dass ihre Mutter und ihre kleineren Geschwister Ende Mai von den Nazis ermordet worden waren. Auch wenn sie nur einen halben Monat im Kinderblock verbleibt, wird Róza im Rahmen der „Zwillingsexperimente“ von Mengele mehrmals „untersucht“, in deren Rahmen ihr ätzende Flüssigkeiten in die Gebärmutter gespritzt werden. Später kommt sie zu Befestigungsarbeiten nach Torún. Ihre Verwandten sind immer mit ihr und versuchen, ihre körperliche Unversehrtheit zu schützen, sie vor schwerer Arbeit zu bewahren. Aber auch so lässt es sich nicht vermeiden, dass betrunkene deutsche Soldaten versuchen, das 14-jährige Mädchen, das gerade Wasser holen gegangen ist, in ein

Abteil eines bereitstehenden Zuges zu zerren: Nur ein Offizier kann sie schließlich befreien. Im Lager stellt sie der Kommandant einmal splitternackt zur Schau, um an ihr vorzuführen, wie man sich zu reinigen hat.

Am 10. Januar 1945 werden Róza und ihre Tanten in einem Todesmarsch nach Bydgoszcz deportiert, wo sie am 28. Januar befreit werden. Eine ihrer Tanten stirbt einige Tage später an Typhus. Die befreiten Frauen quartieren sich in einer Wohnung ein, warten die Befehle der sowjetischen Kommandantur ab. Einmal wird sie von sowjetischen Soldaten attackiert, die versuchen, sie zu vergewaltigen. Gemeinsam mit anderen Frauen, die Russisch sprechen, gelingt es ihr, sich zu widersetzen und zu entkommen. Sie kommen in ein provisorisches italienisch-französisches Sammellager. Nach ihrer Heimkehr wird festgestellt, dass sie infolge der im Lager erlittenen Folter unfruchtbar ist.

Róza und ihre Tanten erreicht der Spätfrühling 1945 bereits im Geburtsdorf der Großeltern: Hier wird sie auch mit der Tatsache konfrontiert, dass die Nachbarn den ganzen Besitz der Familie an sich genommen, gestohlen hatten. Erst im Sommer erfährt sie, dass ihr Vater nach Mauthausen deportiert worden und dort einen Tag vor der Befreiung verhungert war. Die benachbarten Bauern geben Stück für Stück das gestohlene Vieh zurück, dann auch einige Möbelstücke. Die Tanten setzen den Hof wieder in Gang – bis sie bei der Verstaatlichung wieder alles verlieren. Róza setzt ihr Studium fort, allein auf die Pädagogische Akademie wird sie als „Klassenfremde“ nicht aufgenommen. So absolviert sie die Fachschule für Schnell- und Maschinenschreiben und wird Sekretärin beim Militär. Da sie sehr kränklich ist, wird sie bald abgestellt und kommt in die Personalabteilung. Ihre Kollegen sind ausschließlich Männer, die ihr ständig Angebote machen, die sie immer schwerer abwehren kann. Dann bittet sie jemand, der ihrer Tante einmal den Hof gemacht hatte – er ist um gut zwanzig Jahre älter ist und war ebenfalls in Auschwitz gewesen – um ihre Hand. 1953 heiraten sie in Budapest und ziehen in die Komitatshauptstadt. Ihr Mann ist Rechtsanwalt und kann Róza einen sicheren Wohlstand bieten. In den beiden folgenden Jahren verliert Róza ihre beiden, kaum vierzig Jahre alten Tanten.

Róza und ihr Mann konsultieren fast zehn Jahre lang alle möglichen Ärzte, damit sie doch ein Kind haben können, vergeblich. Sie bildet sich fort und absolviert zwei Hochschulstudien. Nach einer mehr als drei Jahrzehnte währenden Ehe stirbt ihr Mann 1987. Auf dem jüdischen Friedhof lernt sie einen anderen Mann kennen. Sie heiraten 1988, und Róza übersiedelt nach Budapest. Zu ihrem neuen Mann und dessen Familie entsteht eine warmherzige und enge Beziehung. Im Zuge der Restitution erhält sie einen Teil des einstigen Familienguts zurück. Zum Zeitpunkt des Interviews ist Róza sozial hochaktiv: Sie besucht regelmäßig ihren Geburtsort, kümmert sich um den Familienhof, trifft ihre Jugendfreunde und ist Mitglied mehrerer Verbände und Vereine von Holocaust-Überlebenden.

In unserem vor zehn Jahren veröffentlichten Essay¹⁵ gelangten wir nach einer Analyse von Rózas Lebenslauf zu dem Ergebnis, dass sie sich – auch wenn sie keine Kinder gebären konnte – ihre Beziehungsfähigkeit trotz der Traumata, denen sie ausgesetzt war, bewahren hatte können. Da Róza nach ihrer Befreiung sofort auch eine Invalidenrente zugesprochen wurde, konnte sie nie verheimlichen, dass sie als Jüdin nach Auschwitz verschleppt und dort für ein Leben verstümmelt worden war. Auch den

¹⁵ Kovács, Vajda, *Abused Past* [Fn. 1].

Offizieren, die sie am Arbeitsplatz hofierten, hatte die nunmehr wieder sehr hübsche junge Frau immer wieder klar gemacht, dass eine Beziehung mit ihr keine Zukunft haben könne, könne sie doch keine Kinder bekommen. Im Interview erzählt sie auch immer wieder, wie sie sehr bewusst versuchte, Männer von sich fernzuhalten.

Róza konnte ihre körperlichen Verletzungen nicht verbergen, ebenso wenig, dass sie als Jüdin stigmatisiert worden war. Allein die in der Shoah erlittenen seelischen Wunden konnte sie nie wirklich zeigen. Sie konnte jene Kluft, die sich zwischen den jungen Soldaten auftat, die für sie entweder die möglichen Täter oder die außenstehenden Augenzeugen verkörperten, und sich, die die Shoah überlebt hatte, nie wirklich überbrücken. Das war auch der Grund, dass sie sich jemanden zum Ehemann wählte, der nicht nur Stütze, sondern auch eine Vaterfigur verkörperte: Einen sehr nahen Bekannten aus der Zeit vor dem Krieg, den sie – weil er selbst Jude und Überlebender war – auch in „dieser“ Situation sehen und akzeptieren konnte; einen Mann, der trotz des „Bildes“, das Róza von sich selbst nicht sehen will, doch irgendwie zu ihr gehören und dessen männlicher Blick ihrer Weiblichkeit keine Wunde zufügen kann.

In diesem Sammellager haben wir russische Gefangene getroffen, die sie vor unseren Augen täglich einfach erschossen, und zwar nicht wenige, sie gingen am Hof spazieren und die deutschen Wächter knallten sie einfach ab. Unseren ersten Spiegel bekamen wir dann auch von diesen russischen Gefangenen. Sie warfen uns den Spiegel zu, wir sollten uns doch anschauen, wie wir ausschauen. Meine liebe Éva, bitte nicht, nein, ich kann es gar nicht erzählen, wir haben in den Spiegel geschaut, wir hatten ja bis dahin keinen Spiegel gesehen – und wir hatten ja keine Ahnung, wie wir aussahen.

Die Lebensgeschichte von Mari

Mari wurde 1950 am Rande eines kleinen Dorfes im Komitat Baranya in Südungarn geboren, auf der Zigeunerzeile. Ihr Vater ist ein Trunkenbold, kommt bald ins Gefängnis, ihre Mutter bringt die vierköpfige Familie mit Betteln durch. Mit 18 nimmt Mari Reißaus von zu Hause, meldet sich als Fabrikarbeiterin in einer entfernteren Gemeinde, wo ihr Bräutigam gerade seinen Militärdienst ableistet. Sie bekommt eine kleine Wohnung in einer Arbeiterkolonie und beginnt zu arbeiten. Allein, der Bräutigam lässt sie bald sitzen. Nicht lange danach lernt sie in der Fabrik einen geschiedenen Mann kennen und wird 1970, mit zwanzig Jahren, von ihm schwanger. Nach achteinhalb Monaten stirbt das noch ungeborene Kind. Nach dem Kaiserschnitt werden ohne ihr Wissen ihre Eileiter unterbunden. Aus dem Spital heimgekehrt fällt Mari in eine tiefe Depression: Sie kleidet eine Spielpuppe an und aus, füttert sie monatelang und verlässt die Wohnung nicht. Ihr Lebensgefährte verlässt sie. Schließlich kommt sie – mit psychologischer Betreuung und sehr langsam – wieder auf die Beine. Mit dreißig heiratet sie, lässt sich mehrmals operieren, um Kinder bekommen zu können, ohne Erfolg. Sie versucht es auch mit einer Adoption, aber als ihr die Hebamme mitteilt, dass sie nur ein Baby adoptieren kann, wenn der Vater „Ungar“ ist, nimmt sie es nicht an. Dreißig Jahre später, im Jahr 2000, muss Maris Gebärmutter entfernt werden – wieder wird sie depressiv. Erst jetzt erkennt sie, dass 1970 ohne ihr Wissen ihre Eileiter unterbunden worden waren. Sie

möchte den damaligen behandelnden Arzt anzeigen, allein ihr jetziger Arzt rät ihr davon ab: Solche ärztlichen Straftaten seien längst verjährt. Mari wird in den 1990er Jahren Invalidenrentnerin. Seither lebt sie vom Einkommen ihres Mannes und ihrer Rente, noch immer in derselben Kolonie. In ihrem blitzblanken Heim herrscht ein ständiges Kommen und Gehen, Mari besucht auch häufig ihre Geschwister und nimmt aktiv am Leben ziviler Roma-Vereine teil.

Schon in früheren Schriften analysierte ich Maris Lebenslauf ausführlich.¹⁶ Daher werde ich mich hier darauf konzentrieren, wie sehr Maris Liebesbeziehungen, wie auch jene von Róza, von der Erfahrung geprägt waren, Ziel sexueller Gewalt gewesen zu sein. Der Verlust ihres ersten Kindes hatte sie traumatisiert: Vielleicht konnte sie dieses Trauma seither nicht überwinden. Darüber hinaus hatte sie mehr als zwei Jahrzehnte dafür gekämpft, ein Kind zu bekommen – von ihrer Sterilisation erfuhr sie erst im Jahr 2000. Wenn Mari von ihren drei Lebenspartnern erzählt, betont sie immer wieder, dass es sich bei ihnen um „ungarische Burschen“ gehandelt habe.

Für Mari war das traditionelle Muster einer Romni vorgegeben, in der sie eine vorgeformte Rolle als Ehefrau und Mutter erwartete: Allein dafür hätte sie eben Kindern das Leben schenken müssen.¹⁷ Die Sterilisation verhinderte es, nach diesem geschlossenen ethnischen Muster zu leben. Die (Zwangs-)Sterilisation – die die Tradierung der „Abstammung“ von Mari verhindern sollte – beraubte sie letztendlich auch als Frau ihrer „Abstammung“. Mari musste in dieser Situation einen Partner finden, der ihre Kinderlosigkeit akzeptieren konnte, und musste sich deshalb von ihrem „Zigeunertum“ entfernen, absondern. Und ihr Mann wurde dabei in einem gewissen Sinn auch Kumpan, Partner in ihrer Tragödie.

Als sie kamen, um das konkrete Umfeld zu studieren, befanden sie alles in Ordnung, nur bevor sie gehen, werde er mir die Wahrheit sagen, sagte er. Die Mehrheit der Kinder im Heim habe eine Zigeunerin zur Mutter, einen Ungarn zum Vater. Na, da habe ich mir gleich gedacht, ich war so zutiefst beleidigt über so was, dass ich einfach einen Punkt setzen musste und gleich gesagt habe, nein, so nicht. Sie ließen ihre Adresse da, aber sie waren noch nicht einmal beim Auto, da hatte ich schon ein Papier geschrieben, dass ich keinen Anspruch mehr habe. Und dann wollte mein Mann gar nichts mehr sagen, bis er sich nicht davon überzeugt hatte, dass ich den Brief auch wirklich aufgegeben habe – dann hat er gesagt, ja Muttchen, ganz ehrlich, eigentlich habe ich das Ganze nur wegen dir mitgemacht. Er brauche kein Kind.

Die Narrative der Gewalt

Die lebensgeschichtlichen Erzählungen von Róza sind voll der physischen Gewalt, mit bis ins Detail gehenden Darstellungen körperlicher Misshandlungen. Mehrmals erzählt sie fast filmreif, wie die Gendarmen ihren Vater schlugen und folterten, wie sie ihre

¹⁶ Kovács, Mari [Fn. 2]. – Kovács, Narratív biográfiai [Fn. 2].

¹⁷ Der kulturelle und politische Rahmen, in dem Roma-Frauen Kinder gebären, wird hier sowohl was die Komplexität als auch den zeitlichen Rahmen betrifft, extrem vereinfacht; dazu: Enikő Magyari-Vincze: *Piros mákvirágok* [Rote Mohnblumen]. Dokumentarfilm 2006.

Eltern im Schrank oder unter dem Bett versteckten, als die Übergriff der Gendarmen in ihrem Haus zur Gewohnheit wurden. Sie lässt ihre Ankunft in Auschwitz-Birkenau bildgenau Revue passieren: das Entkleiden, die Dusche, das Rasieren, die eisigen Nächte, später das physische Grauen des Schanzenbauens in Toruń, die Massaker der Todesmärsche, die Exekutionen. Lange erzählt sie, wie der Oberscharführer ihre Tanten fast zu Tode prügelte, weil sich diese gegen die Kälte eine Decke um den Kopf gewickelt hatten. Auch das Erlebnis, als ihr litauische Bauern in Aschenglut gebratene Kartoffel anbieten, sie aus Hunger unbedacht ihre nackte Hand hinhält, sie sich schwer verbrennt und schließlich hungrig bleibt, taucht immer wieder auf. Minutenlang kann sie auch die Geschichte erzählen, wie zuerst die deutschen, dann die sowjetischen Soldaten gewalttätig waren . . .

Allein die Zwangssterilisierung kann sie nicht im Detail erzählen, auch wenn sie mehrere Anläufe dazu unternimmt. Die bis dahin chronologisch geordnet aufgebaute Lebensgeschichte gerät, als sie bei der Schilderung dieser Erfahrung ankommt, plötzlich ins Stocken:

Ich kam dann in einen Kinderblock, wo tatsächlich ein Versuchs-, also in den Kinderblock, von wo die Jugendlichen zu Versuchen, zu diversen Versuchen gebracht wurden, und meine Tanten konnten bei mir bleiben, so dass meine Tanten ständ-, meine Tanten dauernd, dauernd bei mir waren, sie mir halfen und sie, ihnen verdanke ich in Wirklichkeit mein Leben. Also, jetzt diese, diese Zustände in Auschwitz, und dort habe ich gehört, dass meine Mutter mit meinen Geschwistern gemeinsam ins Krematorium gekommen sind, und auch, wann sie genau geholt worden sind, dass sie also noch Ende April, Anfang Mai lebten, man hat sie weggebracht – es war ein schreckliches Gefühl, ich wollte nicht mehr leben, also nein – ich weiß nicht, es geht mir jetzt nur so der eine Spruch vom Imre Kertész durch den Kopf, dass man mit 14 oder 13 gar nicht denkt, vor einem nur ständig die Idee des Überlebens, Etwas zu überleben, schwebt, und ich weiß gar nicht, was man überleben möchte, und ich sehe nur das Grauen, eine grauenhafte Sache, aber dass man das doch irgendwie überleben muss, und an nichts denken, und wir konnten ja auch an nichts denken.

Eine Stunde später, nachdem sie an jenem Punkt angelangt ist, an dem sie heiratet, schließt Róza ihre Erzählung ab („das ist der Verlauf meines Lebens“), um sie – nachdem sie einmal tief Luft geholt hat – doch fortzusetzen. Sie beginnt nun aufzuzählen, was und wen sie alles in der Shoah verloren habe, was sie erwartete, als sie zurückkam. Als sie in dieser Serie von Verlusten wiederum im Jahr 1953 ankommt, dem Jahr ihrer Eheschließung und des Todes ihrer Tanten, bemerkt sie:

Ich habe es irgendwie überstanden, aber eigentlich nicht, denn ich war ja krank, denn seitdem ich heimgekommen bin, stehe ich unter ärztlicher Aufsicht und Kontrolle.

Wie sehr wir wieder in die unmittelbare Nähe der Gewalterfahrung geraten sind, spürt man auch, weil sich das erzählende Ich diesem Strudel wieder auf eine sehr ähnliche Weise entziehen möchte wie zuvor: Róza führt wieder aus, wie unerzählbar das Ganze

sei, während sie festhält, dass man auch mit der Erfahrung, den Holocaust überlebt zu haben, kein anderer Mensch werde. Dann setzt sie fort:

Und diese fürchterlichste Sache habe ich ja noch gar nicht erzählt, ich bin ja tatsächlich eines dieser Opfer dieser Versuche, und nicht ich allein – sondern ich konnte nicht einmal Kinder bekommen, man hat mir also sogar die Möglichkeit genommen, je eine eigene Familie zu haben. Ich habe keine Kinder, habe keine Familie, also – und deshalb nicht – und vergeblich, ich habe es versucht, alle Kliniken Ungarns aufgesucht, meinen Mann hat das viel Geld gekostet, fünf Kinder hätte man damit großziehen können, und zehn Jahre habe ich deshalb nicht gearbeitet, weil wir alles nur für ein eigenes Kind unternommen haben, dass ja vielleicht doch – und man hat uns gleich gesagt, dass Auschwitz – dass ich nie welche haben werde, also ich war so einem Stress ausgesetzt, mir ist so eine schlimme Sache passiert, dass ich nicht . . . schon allein deshalb nicht, weil ich so jung, also mit dreizehn Jahren, und dass diese Sachen damals auf mich herunterprasselten, und das andere ist, dass Kinder in diesem Alter, die ja kaum zurückgekommen sind, heute schon alle über achtzig sind, die das mitgemacht und erlebt hatten, aber wenn es damals meine Tanten nicht gibt, dann hätte ich das auch nicht überlebt, das gibt es nicht, dass ich das überlebt hätte.

Danach setzt sie mit der Erzählung ihres Lebens nahtlos fort, um nach fast einer Stunde sanft anzumerken, dass sie nun gern aufhören möchte, gern zu Mittag essen gehen würde. Wie üblich frage ich sie zum Abschluss – mich für das große Vertrauen bedankend –, ob es irgendetwas gebe, das sie gern erzählt hätte, aber wofür sich bis jetzt noch nie eine Gelegenheit ergeben habe. Und urplötzlich, vollkommen unerwartet, formiert sich in ihrer Erinnerung der narrative Ort der Gewalt, isoliert von der abgeschlossenen Lebensgeschichte, kein Eindringen dorthin gestattend, in einem Strudel, jede Erfahrung klar und eindeutig strukturiert, nicht mehr aufzuhalten:

Das Wichtigste habe ich ja noch nicht erzählt, also, als man mich im Block 26 untergebracht hat, als wir in Birkenau angekommen sind, und – wie ich ja schon gesagt habe – er, er, Mengele wusste, dass meine Mutter ein Zwillingkind war. Wir bekamen eine Nummer, also wir bekamen eine Nummer, nein, nein, keine Tätowierung, aber wir bekamen eine Nummer, wir die Kinder, die wir so 13–14 Jahre alt waren, und die Zwillinge, oder – ich weiß nicht – deren Eltern oder die selbst Zwillinge waren, und aus diesem Block haben sie uns nach Auschwitz gebracht, wo Mengele seine Ordination hatte, oder was weiß ich was, na, und dann haben sie uns hierher gebracht, darunter waren auch Buben, waren Mädchen, also wir wurden gebracht, die Frauen von hier, die Buben aus dem Lager „A“, oder was weiß ich, woher, und dann dort, und es gab einen eigenen Bereich, wo nur Zwillinge, also nicht in Birkenau, sondern in Auschwitz gab es einen Lagerbereich, wo sich nur Zwillinge befanden, einige von ihnen leben noch heute hier in Budapest, na, das deutsche ZDF hat ja über die einen Film gemacht, bis heute haben wir keine Kassette bekommen . . . na, ja dann haben sie uns mitgenommen, beim Einen schauten sie auf die

Augen, beim Anderen auf die Hände, bei anderen wieder auf die Figur und (räuspert sich) irgendwas, also sie schauten, ob wir Kinder, also, was weiß ich, wie Zwillinge sich vermehren, ich kann nicht sagen, welche Injektion man injiziert, in die Gebärmutter injizierte, irgendjemand hat gesagt, es sei Phenol, aber ich weiß es nicht, ich sage also nichts, was ich nicht weiß (hustet), man hat das ein paar Mal injiziert und dies dauerte, bis man mich nicht zur Arbeit nach Birkenau brachte. Es hätte mich also auch das Leben kosten können, wenn meine Tanten nicht da gewesen wären. Sie kamen, um mich zu holen, ich hatte eine Nummer, und aufgrund dieser wurde ich weggebracht, weil wie gesagt, dass sie sich diese gemerkt hatten, mich gefunden hatten, als bei der Selektion, also als wir angekommen waren, so war es halt. Und dies war fürchterlich. Ich wusste nicht, dass dies solche Folgen haben würde, aber auf allen meinen ärztlichen Papieren steht es da, wie soll ich sagen, das ist der Grund meines ganzen Leidens, das war der Grund, und das ist, das ist, das ist eine ganz furchtbare Sache, und als man mich mitnahm, das begreift man nicht so, um noch einmal Imre Kertész zu zitieren, das fasst man nicht auf, weil wir ja nicht einmal wussten, was mit uns geschieht, aber glauben Sie nicht, meine kleine Éva, dass ich wirklich wusste, dass es sich dabei um ein Experiment oder einen Versuch handelte, wir wussten das nicht, was das war, die anderen glaubten, dass sie uns umbringen werden, sie uns ins Krematorium bringen werden, wir gar nicht mehr zurückkommen werden. Sooft wir weggingen, sooft machten sich meine Tanten um mich Sorgen, ob ich wohl zurückkommen werde, selbst die Blockältesten wussten nicht, wohin sie uns brachten, also die Blockältesten waren Polen und Slowaken. Sie waren ja schon Jahre zuvor nach Auschwitz gebracht worden, sie hatten das ganze Lager gegründet, aufgebaut, eingerichtet, so war das: diese Blockältesten hatten, als wir ins Lager kamen, einen eigenen Raum, sogar mit einer Kaffeemaschine, also die hatten schon so viel gelitten, wurden ermordet und ich weiß nicht was noch alles, diese – als wir dann befreit wurden, ich weiß nicht wie sie gerettet wurden, aber es gab auch welche, die sie lange verfolgten und die jüdischen Mädchen suchten sie, aber man hat sie nicht gefunden, sie waren verschwunden, weil sie, oder nein, es gab welche, die sehr anständig gewesen waren, und es gab welche, die nur schlugen. Darüber habe ich ja auch nicht gesprochen, dass in Birkenau auf der Lagerstraße draußen stand „Arbeit macht frei“, als wir reingingen, gab es Musik, sie brachten uns raus, um Ziegel für die Bauarbeiten zu schleppen, oder um in der Küche zu arbeiten, Kartoffel oder Zwiebel schälen, was weiß ich, meine Tanten waren immer ganz aus dem Häuschen, sie sollen doch etwas zu essen, eine Krautsuppe mitbringen, was ja Überleben bedeutete. Ich habe auch nicht über die Verköstigung gesprochen, die wir dort bekommen haben, über die Steckrübensuppe, und ich weiß nicht, wir aßen zu zehnt aus einem Teller, es gab einen Teller und zehn tranken daraus, und wenn die Erste alles austrank, dann bekamen die anderen Neun gar nichts, sie brachten es in Krügen, so nannte man dieses Dings. Dann hoben die ganz Hungrigen den Deckel an und griffen in diesen heißen Saft, verbrannten ihre Hände, stahlen die Kartoffeln oder was weiß ich was 'raus, was eben drin war – weil Scham gab es dort keine mehr. In der Früh, als wir aufwachten, und dann

zeige ich es einmal so, die Frauen gingen in den elektrischen Zaun, weil sie es nicht mehr aushielten, wurden zu Selbstmörderinnen, es gab keinen Morgen, an dem ich dies nicht gesehen hätte. Wir gingen um drei Uhr früh zum Appell, und es kam nie vor, dass es nicht Frauen gegeben hätte, die nicht in den Zaun gegangen sind, die – ihre Kinder gaben sie aus der Hand, sie gingen mit den kleinen Kindern, gell. Ich habe nicht darüber gesprochen, dass – als wir ankamen – um uns das blanke Entsetzen war, also dass schon die Ankunft selbst das reine Entsetzen war, es fiel mir nicht ein, und ich will auch darüber nicht sprechen, es stand alles in Flammen, der Graben brannte, als wir marschierten und selektiert wurden, wir gingen entlang eines Waldstreifens, also einen Feldrain mit Bäumen auf beiden Seiten, mit bis in den Himmel reichende Tannen oder Pappeln oder was weiß ich, daneben der Graben. Sie nahmen den Polinnen die winzigen Kinder aus den Händen, aus den Armen, um die Frauen zu retten, und so warfen sie die kleinen Kindern in die Flammen, sie verbrannten am lebendigen Leib, die Luft in Birkenau konnte nie sauber sein, alles stank vor diesem menschlichen Fettgeruch, dass wir schon Brechreiz von der Luft hatten, es gab keine Möglichkeit sich zu waschen, kein WC, kein Waschbecken, wir gingen zu Tausenden an eine Stelle, auf der Seife stand R.J.F., also dass es aus reinem jüdischen Fett produziert war und das, das. Bis wir also in Auschwitz waren, ich sage Auschwitz, denn es ist ja eigentlich ein Sammelbegriff, denn eigentlich war ich ja in Birkenau. Weil eine meiner Cousinen war in Auschwitz, und ihr Leben war nicht so gefährdet, weil sie dort in der Abteilung namens Kanada Arbeit erhielten, also von denen, die ankamen, den Juden, deren Kleider und andere Sachen, wurden von ihnen selektiert, darin hatten sie ja das Gold und die Wertsachen versteckt, was weiß ich was, die sondierten sie aus, sie bekamen zu essen, anständige Sache zum Anzieh-, Kleidung, also sagen wir, ihre Überlebenschancen waren besser, und wir, wir waren zum Tode verurteilt. Jeden Tag wurde selektiert, Mengele kam jeden Tag, um zu selektieren, jetzt schaute er auf die Brüste, dann auf die Arme, wir mussten unsere Arme heben und nackt neben ihm vorbeigehen, er schaut auf die Muskeln, und äh. Äh, wir waren sieben in einer Reihe, mussten uns extra aufstellen, weil wenn sie erkennen, dass wir eine Familie sind, werden wir getrennt, und so stellten wir uns immer unter Fremde, damit die Chance zusammenzubleiben größer sei. So war es auch, so war es dann auch, dass wir bis zum Ende zu siebent waren und wir alle – mit der Ausnahme meiner Tante – auch nach Hause kamen, weil wie gesagt, meine Tante bekam vom Schweinefleisch Typhus, schrecklich wie – und wir haben sie dort in Bromberg begraben, die russischen Soldaten haben sie dort begraben.

*

Auch Maris einzelne Erzählstränge haben eine Ordnung. Zuerst wirft sie zwar nur einige Streiflichter auf die wichtigsten Stationen ihres Werdegangs, skizziert ein Arbeiterinnenleben, das mit Invalidenrente und Krankheit endet. Nachdem ich sie aber bitte, ihre Lebensgeschichte doch ein wenig detaillierter vorzutragen, setzt sie nicht mit diesem Strang fort, sondern nimmt sich die einzelnen Stationen des Zerfalls ihrer Familie vor,

um dann die Erzählung doch wieder mit ihrer Erkrankung abzuschließen. Schon ihr erster Satz beginnt damit, dass ihr Vater ihre Mutter ständig geschlagen habe und wegen einer Schlägerei ins Gefängnis gekommen sei. Nach ihrer Kindheit befragt, beginnt auch die dritte Erzählung der ersten vergleichbar, läuft aber auf eine ganz andere Geschichte hinaus: Mari ruft sich den letzten Streit ihrer Kinderjahre mit ihrem Vater wach.

Schließlich hat er uns dann verlassen, als sie so richtig aneinander gerieten und ich mich zwischen sie gestellt habe. Damals war meine Mutter gerade mit meinem kleinsten Bruder schwanger. Und mein Vater packte das Stoch Eisen, wollte meine Mutter damit schlagen und da bin ich hingesprungen, und als ich da war, hatte das Eisen, gell, schon so einen Schwung, dass er es nicht mehr halten konnte, und so traf er mich. Ich wand mich einige Zeit am Boden, er kam zu mir und sagte: „Mein Mädchen, das wollte ich nicht, sei mir nicht böse.“ Dann ging er, er ließ uns allein, aber dann endgültig.

Als ich schließlich zum vierten Mal nachfrage und sie bitte, mir zu erzählen, wie sie in die Fabrik gekommen sei, ist das so produzierte längste Narrativ eine sehr weibliche Erzählung: Mari erzählt vom Verlust ihres Babys und der darauf folgenden Zeit bis zur Entfernung ihrer Gebärmutter im Jahr 2000. Mari verweist kurz darauf, dass ihr erster Bräutigam von seinen Eltern wegen ihrer Herkunft weggenommen worden sei („wie Hund’ und Katz“), danach traf sie einen anderen „Ungarn“, von dem sie schwanger wurde. Im Gegensatz zu den früheren Zeitabschnitten eröffnet sich nun dieser Abschnitt fast von Minute zu Minute genau und detailliert. Ohne Unterbrechung kann nun Mari über anderthalb Stunden erzählen. In besonderer Detailtreue zeichnet sie die am OP-Tisch, dann im Spital verbrachten Stunden und Tage nach – dramatisiert ihre Geschichte noch mit Dialogen. Als sie aber bei ihrer Fehlgeburt anlangt, bricht die Erzählung ab und setzt sich auf einer anderen Ebene fort:

Er (der Arzt) suchte die Schublade, weil sogar sein Gesicht war so (seufzt) – und er fand das Dokument, nahm es heraus, brachte es her und danach: „Gnädigste, unterschreiben Sie, unterschreiben Sie dieses Papier. Das Baby ist tot. Ich muss die Mutter schützen, denn das Baby ist tot. Unterschreiben Sie das Papier. Wir werden das Kind mit Kaiserschnitt entfernen, weil es gestorben ist.“ Das müssen Sie sich so vorstellen, dass – als er das von sich gab – und ich wünsche das niemandem – stellen Sie sich vor, das war so eine Sache, als wäre der Oberarzt auf einem Riesenfels – und ich in einer tiefen, tiefen Schlucht, in diesem Moment, vielleicht, als wäre ich ausgerastet. Ich habe – er schrie über mich hinweg – ich habe alles gehört, nur irgendwie weit, weit weg, als wäre das Ganze nur ein Echo. Und – vielleicht war das ja auch mein Glück, ich blutete stark, gewann meine Erinnerungsfähigkeit wieder zurück. Ich schüttelte den Kopf, nein, ich träume nicht, das ist wahr! Aber vielleicht hatte er das auch bemerkt: „Hören Sie mich, Gnädige? Verstehen Sie mich?“ Noch einmal schüttelte ich den Kopf, sage „Ja“. Also bin ich doch wach! Nein, ich träume nicht, das ist wahr! Ich sage „Ja“. Aber dann waren schon alle Ärzte, Schwestern, alle im Spital, alle drin. Sie warteten schon am Gang, zwei nahmen meine Hand, hielten das Papier, und nur so viel, dass ich ein „B“

hinschrieb, weil ja mein Mädchename damals noch Bogdán war, ich schrieb also ein B, man wartete gar nicht weiter. Sie sahen, dass der Wille da war, und ich denke, auch die Zeugen haben es gesehen, dass ich dieses Papier unterschreiben will, und zwei packten meine Füße, zwei andere meine Hände, und sie warfen mich auf die Bahre wie ein Schwein. Und sie rannten mit mir, die Putzfrau mit dem Wischtuch hinten her, weil ich ja noch immer stark blutete – aber sie nahmen mich in den OP, und bis ich überhaupt Zeit fand, mich zu ängstigen, war ich schon in Narkose, erhielt diesen Äther, und danach erinnere ich mich nur mehr, dass ich aufwachte.

In der nächsten halben Stunde erzählt Mari die Geschichte der Trauer nach dem Verlust des Kindes, darüber wie sie eine Spielpuppe ankleidete und hätschelte, bis sie nur mehr stotterte und sie der Kreisarzt aus diesem Grund zutiefst demütigte. Zur gleichen Zeit macht sie sich laufend selbst für ihr Unglück verantwortlich.

Und ganz ehrlich, ich empfinde mein ganzes Leben als sinnlos. – Diese Sache hat mein ganzes Leben zerstört. Dabei hatte ich so große, schöne Pläne. Ich hätte vor vier Kindern sicher nicht Halt gemacht. Ehrlich. Ich habe immer schon gesagt, ich brauche vier Kinder. So schön der Reihe nach. Und dann vier Kinder, eine große Familie – sie wären schön nebeneinander groß geworden. Leider war mir das halt nicht gegeben. Und damit, ich sage das noch einmal, warum man meine Eileitern unterbinden musste, dem kann ich nicht zustimmen. Das – das hätte man nicht tun dürfen! Ja, man hat mir damals meine Eileiter unterbunden. Zehn Jahre danach, weil alles war ja noch immer da, als ich noch alles hatte, ich hatte noch die Eierstöcke, die Gebärmutter, war ich ein, zwei Tage zu spät mit der Menstruation, Gott, war ich froh: Ich bin schwanger. Ich werde Mutter! Und – danach sind wir zu Operation da und dort gegangen, waren an mehreren Orten, gingen der Sache nach, man möge mich operieren, alles in Ordnung bringen. Als sie schließlich meine Abschlussbericht sahen, sagten sie gleich: Davon kann keine Rede sein! Weil beide Eileiter sterilisiert worden waren, sie waren, gell, unterbunden, und ich wusste nicht einmal, was das ist, sterilisieren, bin nur fortgegangen. Als sie meinen Abschlussbericht in die Hand bekamen, hat mich keiner genommen. Danach hat man zweimal probiert Eileiter durchzublasen, aber ohne Erfolg. Es ist nicht gelungen. Und der Abschlussbericht ist irgendwie abhanden gekommen. Und zehn Jahre später, als ich ging, gell, ich wollte mich ja wieder operieren lassen, ging ich los, um mir eine Kopie zu holen, sagte ihnen, sie mögen mir doch eine geben, aber sie haben den Bericht nicht gefunden. Sie wollten ihn nicht hergeben. So gibt es keinen Abschlussbericht, keinen Abschlussbericht. Sie haben ihn vernichtet. Ha, sage ich, in Ordnung. Jetzt wiederum, so vor drei Jahren, nachdem ich immer wieder Zysten hatte, haben sie festgestellt, dass es keinen Sinn mache, man müsse das rausnehmen, weil es am Ende auch noch bösartig werden kann. Und ich ging auch ins Spital. Bevor sie mich operierten, kam es zu den üblichen Routinefragen, was war, wie viele Kinder, wie viele Geburten, wie und die Verläufe. Und da sagte ich, dass ich 1974 eine Totgeburt hatte, und sie fragten, warum das Kind gestorben sei.

Und ich sage, na, ja, eine vorzeitige Plazentaablösung. Und sie waren seither nie wieder schwanger? Nein. Aber warum nicht? Wie alt ich damals gewesen sei? (Pause) Und ich sage, zwanzig, und – dass ich nicht weiß, warum, aber man habe mich stilisiert. Wirklich? Und warum? So jung? Und dann sagt er, haben Sie ein Dokument, ein Papier? Und ich sage: Ich habe keine Abschlussbericht, er ist abhanden gekommen. Und der Oberarzt zur Schwester, sie möge das Papier doch raussuchen. Die Schwester ging raus, begann zu suchen und fand es. – Und ich war entsetzt. Ich ging in mein Zimmer, das war schon nach der OP, legte mich hin, und begann über diese ganze Sache nachzudenken, also viel Lärm um nichts – also, was ich alles mitmachen musste, wie viele Operationen, und was noch alles, und jetzt ist es soweit, dass man alles rausgenommen hat – und ich habe nicht nur geweint, ich habe geheult wie ein Schlosshund. Und die Schwester kam rein und fragte, was denn los sei. Ich habe gesagt: Nichts. Und die Schwester dürfte mit dem Oberarzt gesprochen haben, und der Oberarzt kam zu mir, und fragte, was das Problem sei? Fragt mich, ob ich darüber sprechen wolle? Und ich sage: Nein. Und dann, und dann, habe ich doch zu reden begonnen, und ich wollte dieser Sache nachgehen, ja, natürlich habe ich auch dann geweint, weil es mir ja nicht egal war, ich habe es ihm auch so gesagt, also dieser Lärm nichts, so viele Operationen, und alles, warum? Warum war das damals mit mir? Und ich habe gesagt, dass der, der das damals gemacht hat, ja noch lebt. Dieser Oberarzt. Und dass ich – Anzeige gegen ihn erstatten möchte. Weil ich ja damals noch so ein dummes, kleines Huhn und ängstliches Irgendwas war. Und dass ich immer nur gehofft habe, vielleicht, vielleicht, vielleicht. Ich wollte einfach nicht glauben, dass ich keine mehr haben könnte. Und jetzt stellt sich heraus, es ist einfach so, jetzt sehe ich ein, dass es kein Weiter mehr gibt – und dann hat er gesagt, dass nach so vielen Jahren, die Sache verjährt sei – gell, Éva, Sie verstehen, ein Rabe hackt halt dem anderen das Auge nicht aus . . .

Das fatale Geheimnis

Was mit Róza und Mari geschehen ist, ist *sinnloses* Leid. Auf welche Weise es konkret mit ihnen geschehen ist, dafür gibt es *heute keine Augenzeugen* mehr, und da es vollkommen heimlich und illegal an ihren Körpern verübt wurde, gab es auch niemals irgendwelche Augenzeugen, die ihre Erzählungen *von innen* her, aus ihrer Sicht bestätigen könnten. Die an Zwillingen verübte Folter im Lager wurde von den Folterknechten als wissenschaftliche Forschung, ja zum Teil sogar als „Vitaminspritzen“ umgelogen, die mit rassistischen Intentionen ausgeführten ärztlichen Unterbindungen wurden als wohltäterische ärztliche Eingriffe uminterpretiert. Über die Umstände der Beraubung der Reproduktionsfähigkeit ihres Körpers konnten die Opfer weder damals noch später umfassende Kenntnis erhalten. Sie waren nicht Subjekte jener Kette von Handlungen, die an ihren Körpern verübt wurde, sie wussten nie genau, was exakt mit ihnen geschah, geschehen war: Wegen des von außen oktroyierten Verbots und der von innen diktierten Scham konnten sie auch mit der Hilfe anderer nichts in Erfahrung bringen, konnten ihr Leid auch nicht mit anderen teilen. Da die Gewalt an ihnen im institutionellen Rahmen

eines Krankenhauses und unter ärztlicher Autorität verübt wurde, verunmöglichte diese *strukturelle Unterdrückung* den an sich schon unmöglichen Akt einer persönlichen Sinnfindung. Róza lernt zwar Jahrzehnte später, im Zuge der Aufnahmen für eine ZDF-Dokumentation einige ihrer Schicksalsgenossinnen kennen – aber als würde ihr dies nicht mehr wirklich Erleichterung, Klärung ermöglichen. Aus irgendeinem Grund wird sie den fertiggestellten Film nie erhalten, bemüht sich aber auch nicht wirklich um ihn. Für einen Moment überlegt Mari, den Arzt anzuzeigen, tut es aber dann doch nicht. Für Róza ist es ab dem ersten Moment klar, dass dies alles mit ihr ausschließlich deshalb geschieht, weil sie zu einer Gruppe gehört, die wegen ihrer Herkunft diskriminiert wurde.

Für Mari allerdings bleibt dies alles nur Verdacht, ein Verdacht, den sie selbst nicht wirklich formulieren kann. Der *rassistische Blick* hat ihre Herkunft auf ihren Körper projiziert und sie auf diese Weise in ihrer Weiblichkeit verletzt. Und auch die Heilung der Wunde, des Traumas scheint diesem Weg zu folgen: Die erlebte Gewalt sperrt Róza – die aus einer assimilierten Familie stammt – wieder in die Vergangenheit und in jenen ethnokulturellen und sozialen Raum ein, dessen gemeinsame Erfahrung die Shoah ist. Mari wiederum stellt die erlebte Gewalt auf eine Lebensbahn, über die sie sich von ihrer Roma-Vergangenheit, ihrer Familie entfernt. Mehr noch. Sie versucht sogar aus ihrer Klassenlage auszubrechen. Die beiden Wege, die wir als teilnehmende Beobachtende mitverfolgen und sehen können – so diametral entgegengesetzt und fundamental unterschiedlich sie auch sein mögen, sind letztlich ellenlang und mühsam.

Über die Grenzen der Darstellbarkeit der Shoah streitet sich die Wissenschaft schon lange leidenschaftlich.¹⁸ In diesem seit Jahrzehnten währenden Streit standen lebensgeschichtliche Erzählungen immer auf Messers Schneide: Trugen sie doch einerseits die Kraft der Zeugenschaft der überlebenden Opfer in sich (und eröffneten damit der Geschichtsschreibung gleichzeitig auch die Möglichkeit neuer Interpretationsfelder, konnte sie doch bis dahin das Geschehene nur über die von den Tätern produzierten Quellen rekonstruieren), konfrontierte aber die Forschung gleichzeitig auch radikal mit den Grenzen der Erzählbarkeit.

In den feministischen Debatten ist es ebenfalls schon seit langem eine zentrale Frage, ob das „Subalterne sprechen kann“.¹⁹ Besonders heftig stellt sich diese Frage ja dann, wenn die rassistische Stigmatisierung, das Ausgeliefertsein als Frau und die als Angehörige einer sozialen Klasse erlittene Unterdrückung den weiblichen Körper auf einmal „zur Zielscheibe machen“.

Diese ständige Spannung, die die zitierten Erzählungen ausstrahlen, führen uns zum Ausgangsproblem zurück: Die aus rassistischen Gründen sterilisierten Frauen müssten eine *komplexe Wahrheit* erzählen, die für sie paradoxerweise einfach nicht erreichbar ist. Diese Erzählungen müssten auf einmal jene Grenzen anerkennen und überwinden,

¹⁸ Saul Friedlander (Hg.): *Probing the Limits of Representation: Nazism and the „Final Solution“*. Cambridge 1992. – Didi-Huberman, *Venus* [Fn. 8]. – Norbert Frei, Wulf Kansteiner: *Den Holocaust erzählen. Historiographie zwischen wissenschaftlicher Empirie und narrativer Kreativität*. Göttingen 2013.

¹⁹ Gayatri Chakravorty Spivak: *Can the subaltern speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation*. Wien 2008. – Dies.: *Szóra bírható-e az alárendelt? [Kann der Untertan zum Sprechen gebracht werden?]*, in: *Irodalomtudományi szemle*, 4/1996, S. 450–483. – Butler, *Das Unbehagen* [Fn. 10]. – Kimberle Crenshaw: *Mapping the Margins: Intersectionality, Identity Politics, and Violence against Women of Color*, in: *Stanford Law Review*, 6/1991, S. 1241–1299.

die sich aus der elementaren Funktion der Gesellschaft ergeben: von dort weg sprechen, wo die ausgeschlossenen, zum Schweigen, zur Passivität verdamnten Felder des Körpers, der Krankheit, des Elends und des Obszönen verlaufen. Ein Gemeinwesen des Sehens, eine „community of seeing“, konnten Róza und Mari ausschließlich über jenen langen Weg aufbauen, den sie mit ihrer Partnerwahl begannen und den sie mit dieser Wahl ihr ganzes Leben lang bestritten.

Diese schmale Bresche, woraus eine Erfahrung von Gewalt aus dem „Bereich des Schweigens“ herausickern und die konkrete Form der Erzählung annehmen konnte, geht also – wiederum ein Paradoxon – damit einher, dass die Ethnizität situativ gemacht, der rassistische Blick um- und verdreht werden musste. Róza wurde nicht „jüdischer“, weil sie sich in die Gemeinschaft jener zurückzog, die die Shoah am eigenen Leib erfahren musste, oder weil sie nur „jüdische“ Ehemänner hatte; Mari wurde „nicht weniger Romni“, weil sie keine Roma-Männer ehelichte. Mit den am weiblichen Körper verübten Wunden konnten sie beide nur so leben, dass sie diesen „Körper“ vom essentialistischen Bild der Rasse in eine – nicht unbedingt so weit entfernte – situative Repräsentation der Ethnizität transponieren mussten. Wir wissen, dass dies nur wenigen gelungen ist. Wir wissen auch, dass dies nur wenigen gelingen kann.

*

Ich habe Róza gesehen, als sie – in ihrer Börse nach Porträts ihrer ehemaligen Liebhaber suchend – ihrem gerade eintretenden Freund zurief: „Na, die hat sicher mein Mann rausgenommen.“ Damals war sie achtzig. Ich habe Mari gesehen, als sie in ihrer feuerroten Tunika ihrem Mann ein Lammgulasch zubereitete, während im Hintergrund der ausgelassene Lärm eines Hochzeitsfestes zu hören war. Damals war sie gerade einmal sechzig. Vielleicht wäre es überhaupt besser gewesen, einfach zu berichten, dass ich zwei verliebte Frauen getroffen habe . . .